als möglich verschwinden. Man höre von Abrüstung reden, aber die einzigen, die abgerüstet hätten, seien die vormals feindlichen Staaten, während die andern Länder oder einige von ihnen größere Heere aufrechterhielten als vor dem Kriege. Trotzdem würden die Kommissionen aufrechterhalten auf Kosten der bankrotten, ehemals feindlichen Regierungen. Wenn diese Kommissionen von ihren eigenen Regierungen bezahlt werden müßten, wären sie von selbst seit langem verschwunden. Wenn wir die französische Auffassung von Sicherheit vorherrschen lassen, so würden diese Kommissionen ewig sein, und alle von diesen Kommissionen entdeckten technischen Vergehen würden, was noch schlimmer sei, zum Zwecke einer Verlängerung der Dauer der militärischen Besetzung verwandt werden.

Diese Kontrollkommissionen täten nichts Gutes

Weit davon entfernt, den Revanchegeist zu beseitigen, verschärften sie ihn und erhielten eine kriegerische Atmosphäre aufrecht.

Lord Salisbury

der darauf das Wort ergriff, sagte, daß die Antwort auf diese Frage freilich eine bejahende wäre. Es lägen Verfehlungen in wichtigen Punkten vor, die in den Klauseln betr. die zeitliche Begrenzung der Besetzung enthalten seien. Lord Salisbury fuhr fort, als Beispiel führ er die Umwandlung der Munitionsfabriken in Fabriken an, die Friedenszwecken dienen. In dieser und in andrer Hinsicht habe die deutsche Regierung den Friedensvertrag noch nicht vollständig erfüllt. Lord Salisbury fügte hinzu,

die deutsche Regierung zeige gegenwärtig einen guten Willen

den wir mit Freude anerkennen. Die ganze Maschinerie aus der Zeit des Krieges sei in vieler Hinsicht unbefriedigend. Jedermann würde froh sein, wenn die Zeit gekommen wäre, da diese Sonderkommissionen verschwinden würden. Mit der von Newton geübten Kritik könne er sich nicht einverstanden erklären. Ob Verfehlungen oder nicht vorgefallen seien, müsse durch eine Kontrollkörperschaft entschieden werden, und diese Körperschaft müßte ihre Tätigkeit bis zu dem Zeitpunkte fortsetzen, da die Klauseln des Vertrages erfüllt seien, die bis jetzt noch nicht erfüllt seien. Wenn sie einmal erfüllt seien, dann würde die Kontrolltätigkeit der Kommissionen beendet sein und

dann würde die Kontrolle an die Kommission übergehen, die von dem Völkerbund gebildet würde

Salisbury fuhr fort, die Maschinerie dieser Kommission sei bereits ausgearbeitet, so daß die Kontrolle an dieses Instrument des Völkerbundes sofort übergehen könne. Der Bericht der Interalliierten Militärkontrollkommission sei der Botschafterkonferenz unterbreitet worden und dann von dieser an die Kommission zurückgesandt worden, damit die Kommission die besonderen Fälle, in denen Deutschland gegen den Vertrag verstoßen habe, genau formuliere. Im diesem Stadium befänden sich augenblicklich die Dinge. Man müsse sich klar darüber sein, daß kein größerer Fehler gemacht werden könne, als wenn man annehme, daß wegen des Scheiterns des Protokolls die britische Regierung an der Beschränkung der Rüstungen kein Interesse mehr habe. Das sei keineswegs der Fall, denn die Anstrengungen der britischen Regierung und auch andrer Regierungen richteten sich weiterhin auf die Verwirklichung der Abrüstung.

Benesch über die Sicherheitsfrage

„Ein gewisser Fortschritt in der internationalen Lage"

× **Prag**, 1. April. Außenminister Dr. Benesch gab heute im Hauptausschuß des Senates in Anknüpfung an die deutschen Vorschläge zur Sicherheitsfrage eine ausführliche Darlegung seiner Politik, wobei er u. a. ausführte, trotz seiner Vorliebe für das Genfer Protokoll habe er eine Prüfung der deutschen Vorschläge nicht grundsätzlich abgelehnt. Verpflichtende Schritte habe er von folgenden Bedingungen abhängig gemacht: 1. Kenntnis des genauen Wortlautes eines derartigen Paktes und der vorgeschlagenen Schiedsgerichtsverträge. 2. Nichtantastung der in den Friedensverträgen der Tschecho-Slowakei garantierten Rechte. 3. Eintritt Deutschlands in den Völkerbund. Herriot stimmte mit diesen Vorbehalten der Tschecho-Slowakei zu den deutschen Vorschlägen vollkommen überein. Jedenfalls bedeute der heutige Stand der Dinge einen gewissen Fortschritt in der internationalen Lage unter der Bedingung freilich, daß es zum Abschlusse des fraglichen Paktes komme.

Zum österreichischen Problem sagte Benesch, die einzige richtige Lösung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten und Probleme der neuen mitteleuropäischen Staaten sei die enge wirtschaftliche Annäherung durch einen deutsch-tschechisch-österreichischen Handelsvertrag, dessen Prinzipien sich bei Einhaltung der vollen wirtschaftlichen und politischen Souveränität der betreffenden Staaten weiterentwickeln ließen. Bei gutem Willen der betreffenden Faktoren würde diese Politik sicher zu dem wünschenswerten Ziele führen.

Der Streit um den Sicherheitspakt

Von Richard Bahr

Als die ersten Nachrichten über den sogenannten Sicherheitspakt in die Oeffentlichkeit drangen, hat die deutsche Presse gemurrt, weil sie wieder einmal übergangen worden sei. Und aus den Kreisen des Reichstages kam ihr Hilfe; auch dort fühlte man sich nicht genügend ästimiert und hieß das von der Regierung eingeschlagene Verfahren voll Ingrimm eine „Ausschaltung des Parlaments". Immerhin scheinen die Erörterungen, die wir seither erlebt haben, zu erweisen, daß der Weg, den die Regierungen, erst das Kabinett Marx und nun das Kabinett Luther, zu gehen vorhatten, doch nicht so ganz unrichtig war. Es war eine Utopie, bei der der große Seelenfänger und Sirenensänger Wilson Pate stand, da wir uns im Krieg und in dem Katzenjammer von Revolution und Niederlage in die zornige Verachtung der „Geheimdiplomatie" hineinreden ließen. Inzwischen haben wir mit ansehen können, wie besagte, freier Völker angeblich unwürdige Geheimdiplomatie munter weiterblüht, wie just die nichtswürdigsten Bestimmungen der Friedensdiktate, die uns heute knechten, ausschließlich ihr Werk waren, und schlechthin verraten und verkauft wäre wer sich darauf kaprizierte, politische Geschäfte großen Stils auf der agora, auf unsre modernen Verhältnisse übertragen: vor den Augen und Ohren aller Zeitungsleser und Radioabonnenten der Welt, zu machen.

Was aber das Parlamentarische oder Unparlamentarische angeht, sei immer wieder auf das ausgezeichnete, auch in den engeren Bezirken der politischen Leute viel zu wenig gekannte Buch von Wilhelm Dibelius über England hingewiesen (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin). Dort wird aufgezeigt — man kann sich über diese Dinge nicht mehr bei Lothar Bucher, selbst nicht bei Gneist unterrichten — daß die Entwicklung der englischen Verfassung immer deutlicher auf die Ausbildung einer beschränkten Diktatur steht. Der Diktatur des leitenden Ministers. Der ist — König und Oberhaus bedeuten nur noch Kontrollorgane — nach Generationen der Kabinettsoligarchie in Wahrheit nun der in allen Einzelheiten völlig selbstherrliche Herrscher des englischen Weltreichs. Das Unterhaus bleibt Vertreter des Staatsganzen. Aber es wird zu einer Art von Wahlmännerversammlung, die den Herrscher wählt und jederzeit wieder absetzen kann, wenn Wahlmänner oder Urwähler seine Politik nicht mehr billigen. Wir sagen nicht, daß wir ohne weiteres die englischen Methoden den im Reich zusammengeschlossenen Deutschen zur sklavischen Nachahmung empfehlen möchten: vermutlich würde es auch dazu bei uns nicht ganz reichen. Aber wenn man schon über das parlamentarisch Zulässige oder Unzulässige streitet, sollte man füglich sich da Rats holen, wo der Parlamentarismus zur Grundlage der Macht und Größe und, menschlich gesprochen, auch des Glücks einer stolzen Nation geworden ist.

* * *

Außenpolitische Aktionen von einer gewissen Kühnheit der Konzeption lassen sich bei uns schon um deswillen nicht unter Teilnahme der breitesten Oeffentlichkeit betreiben, weil — vielleicht eine der vielen Nachwirkungen der Bismärckischen Epoche — der Unterschied zwischen amtlicher und nichtamtlicher Politik den Reichsgenossen überhaupt noch nicht aufging. Wir können den Groll, der die alldeutschen Kreise (und nicht nur sie) durchtobt, an sich vollauf begreifen. Es verstößt gegen die natürlichsten Regungen des natürlichen Menschen, wenn eine deutsche Regierung jetzt feierlich Urfehde schwören und bekennen soll, daß sie, wenigstens was den Westen angeht, mit den in Versailles uns zugemessenen Grenzen sich zufrieden gäbe.

Indes, in der Welt leben, heißt nun einmal, dem natürlichen Menschen fortdauernd Gewalt antun und mit der jeweiligen Situation Kompromisse schließen. Nicht richtig ist jedenfalls, wenn Herr Justizrat Claß neulich in seiner „Deutschen Zeitung" erklärte, daß die Regierung durch den Sicherheitspakt dem deutschen Volk sein Hochziel entzöge. Dazu ist keine Regierung imstande. Diese Hochziele sind so ziemlich das einzige, was die zerfetzten und unter so und so viele Vaterländer ausgeteilten Deutschen heute noch einigt. Keine Regierung, weder die Berliner noch die Wiener, vermöchte einen Verzicht auszusprechen, der die Volksgemeinschaft als solche für Zeit und Ewigkeit bände. Deren Ansprüche verjähren überhaupt nicht, sofern sie nur die Kraft besitzt, ihre nationalen Ideale wach und lebendig zu erhalten. Haben die Italiener etwa auf ihre „unerlösten Brüder" verzichtet, da 1883 ihre Regierung in das Bündnis mit dem alten österreichischen Gegner sich drängte? Uns will scheinen: nein. Denn sonst wären 200 000 deutsche Prachtmenschen in Südtirol uns nicht heute von der Seite gerissen.

* * *

Worum handelt es sich denn in Wirklichkeit bei diesen viel verlästerten, einstweilen doch noch durchaus flüssigen Vorschlägen der deutschen Regierung? Um einen Versuch, die Diskussion mit Frankreich wieder in Gang zu bringen. Auch die Diskussion über die Räumung Kölns und des besetzten nördlichen Gebietes. Die war, wie männiglich bekannt sein dürfte, nachgerade völlig auf den toten Strang geraten. Daß wir recht haben und die Franzosen unrecht, daß man aufs neue uns schnöde übervorteilte, ändert an diesen bedauerlichen Dingen nicht das geringste. Muß man die Männer, die ehedem so eifrig — viel zu eifrig — bei den Bernhardi und Treitschke in die Lehre gingen, daran erinnern, daß das Wesen des Staates Macht, zum mindesten außenpolitisch gesehen: nur Macht, ist? Die Machtverhältnisse aber in der Staatengesellschaft sind gegen uns und werden, was den Westen betrifft, für vorläufig gar nicht absehbare Zeit gegen uns gerichtet bleiben. Wäre, das Problem immer nur rein theoretisch betrachtet, eine Politik wirklich so zu schelten, die, was sie abzustellen doch einmal nicht in der Lage ist, als gegeben hinnähme und die uns einschnürenden Mauern dafür an der Stelle zu berennen sich mühte, wo noch am ehesten ein Stein und vielleicht auch gleich ein paar sich bewegen und lockern ließen? Natürlich wird es bei derlei Verhandlungen immer darauf ankommen, was im Effekt für uns abfällt.

Es klingt banal, aber es bleibt trotzdem weise: man darf keine Katze im Sack kaufen. Soll auch nicht vorschnell und nicht unzeitig sich begeistern. Wir werden sehr ernstlich uns vergewissern müssen, ob in Zug und Gegenzug das Rheinland auch wirklich frei würde. Werden uns auch nach den Garantien zu erkundigen haben, die ein durch deutsche Handfesten gesichertes Frankreich für die Sicherheit und äußere Ruhe unsres waffenlosen Reichs zu bieten vermöchte. Schließlich werden wir auch irgendwie in aller Gewissenhaftigkeit feststellen müssen, welchen Aussichten eine in einem späteren Stadium von uns angeregte Diskussion über die Ostgrenzen begegnen dürfte. Läuft diese Prüfung aber günstig aus — und wir befinden uns zunächst ja nur in den Anfängen, bei den ersten vorsichtigen Abtastungen des internationalen Terrains — so wird, scheint uns, kein noch so feuriger Patriot das Unterfangen der Regierung tadeln dürfen.

Deutsche Hochziele würden auf die Art sicher nicht verraten. Sie zu pflegen ist (was freilich eine gewisse Reife und einen bei uns nicht immer vorhandenen Elan voraussetzt) Sache der freien Volksgemeinschaft. Die Aufgabe der amtlichen Regierungspolitik ist ungleich bescheidener. Sie muß sich daran genügen lassen, aus einer bestimmten Situation das Beste und Erträglichste herauszuholen. Von Otto v. Bismarck stammt, wenn das Gedächtnis uns nicht täuscht, die Mahnung, nicht zwei Hasen auf einmal zu jagen.

*

Französischer Entwurf zur Antwortnote an Deutschland

Telegramm unsres Korrespondenten

ch. **Paris**, 2. April

Nach einer Information des „Petit Parisien" hat die französische Regierung den Alliierten über den Standpunkt, den sie zu den deutschen Sicherheitsvorschlägen einzunehmen beabsichtigt, ausführliche Mitteilungen gemacht. Botschafter Fleuriau wird in London wahrscheinlich heute auf Grund dieser Mitteilungen eine längere Aussprache haben und den Versuch machen, einen gemeinschaftlichen Text, der zur Antwortnote an die deutsche Regierung bestimmt sein soll, mit Chamberlain auszuarbeiten. Die französische Regierung wünscht über folgende Punkte aufgeklärt zu werden:

1. Wie steht Deutschland in Wahrheit zum Völkerbund? Ist Deutschland bereit, im Falle des Eintritts in den Völkerbund sich allen Verpflichtungen des Bundes zu unterwerfen?

2. Was gedenkt Deutschland bezüglich seiner östlichen Grenzen zu tun und wie will es die österreichische Frage behandeln? Denkt es an den Anschluß Oesterreichs an das Deutsche Reich?

3. In dem Memorandum vom 24. Februar hat sich die deutsche Regierung bereit erklärt, die französischen Grenzen zu respektieren. Welches sind ihre Absichten bezüglich der belgischen und italienischen Grenze?

4. Es ist unzulässig, daß die östlichen Grenzen Deutschland neuerdings einem Schiedsgericht unterworfen werden, denn der durch den Vertrag von Versailles geschaffene Zustand ist als endgültig zu betrachten. Die polnische Grenze kann nur dann abgeändert werden, wenn Polen dieser Abänderung zustimmen sollte.

Das sind die im „Petit Parisien" als offiziell gemachten Mitteilungen. Ob sie mit den Tatsachen übereinstimmen, läßt sich zur Stunde nicht sagen. Jedenfalls teilt auch der hiesige Korrespondent der „Times", dessen Beziehungen zur englischen Botschaft in Paris sehr enge sind, ungefähr den gleichen Wortlaut der französischen Note an die Alliierten mit.

Die Ablehnung des deutsch-spanischen Handelsabkommens

vdz. **Berlin**, 2. April

Der Handelspolitische Ausschuß des Reichstages setzte gestern seine Beratungen über das deutsch-spanische Handelsabkommen fort. Das Abkommen wurde nach ausführlicher Diskussion mit 17 gegen 5 Stimmen bei 6 Stimmenthaltungen abgelehnt. Gegen den Vertrag stimmten die Deutschnationalen, die Kommunisten, die Bayrische Volkspartei und die Wirtschaftliche Vereinigung. Für den Vertrag stimmten die Deutsche Volkspartei, das Zentrum und die Demokraten. Die Sozialdemokraten enthielten sich der Abstimmung. Dagegen wurde eine Entschließung angenommen, worin die Reichsregierung ersucht wird, sofort mit der spanischen Regierung in neue Verhandlungen über den Abschluß eines Handelsabkommens einzutreten und ein solches Abkommen nur dann abzuschließen, wenn

a) die materielle Meistbegünstigung für alle Erzeugnisse der deutschen Industrie,

b) ein ausreichender Zollschutz für die deutsche Landwirtschaft, insbesondere den deutschen Wein-, Obst- und Gemüsebau erreicht wird.

*

Dieser Beschluß ist ebenso bedauerlich wie bedenklich. Sollte im Plenum ebenso entschieden werden, wäre unser Export nach Spanien so gut wie vernichtet, und das in einer Zeit, wo wir nichts dringender brauchen, als Export, und wo unsre Handelsbilanz dauernd passiv ist. Auch wir halten, wie oft hier ausgeführt, den Vertrag mit Spanien für alles andre als gut. Aber in Uebereinstimmung mit fast allen Wirtschaftskreisen haben wir immer die Notwendigkeit der Ratifizierung betont und möchten das heute dringend noch einmal tun. Parteitaktische Gründe, die gestern zur Ablehnung des Abkommens führten, müssen hinter dem Gesamtinteresse zurücktreten.

*

Die Industrie- und Handelskammer warnt vor den Folgen

× **Düsseldorf**, 2. April. Angesichts der Ablehnung des deutsch-spanischen Handelsvertrages durch den Handelspolitischen Ausschuß des Reichstages richtete die Industrie- und Handelskammer Düsseldorf an die zuständigen amtlichen Berliner Stellen sowie an die Reichstagsabgeordneten folgende Drahtung: „Die Annahme des spanischen Abkommens im Reichstag ist unbedingt notwendig. Andernfalls sind Einschränkungen der Produktion und Arbeiterentlassungen unvermeidlich. Eines der wichtigsten uns gebliebenen Absatzgebiete ist für immer verloren, und die deutschen Kaufleute in Spanien sind ihrer Existenz beraubt. Eine Ablehnung würde die fremde Konkurrenz in Spanien unterstützen und außerdem allgemein auf die Handelsvertragsverhandlungen einwirken."

Die ersten Zeugen im Prozeß Sadoul

Telegramm unsres Korrespondenten

ch. **Paris**, 2. April

In dem Prozeß Sadoul vor dem Kriegsgericht in Orleans wurden heute die ersten Zeugen vernommen, von denen namentlich der Chef der französischen Militärmission in Rußland, General Nieſel zu nennen ist. Er wies in seiner Aussage mit Nachdruck darauf hin, daß Sadoul absolut keinen Auftrag hatte, der französischen Regierung politische und militärische Nachrichten zu geben und mit ihr offiziell zu korrespondieren. General Nieſel gab zu, daß Sadoul ihm oft wichtige Mitteilungen zukommen ließ, da er mit den Führern der russischen Revolution in engen Beziehungen stand. Auf die Frage des Vorsitzenden, was der General von der Behauptung Sadouls halte, infolge seiner engen Beziehungen zu Trotzki hätte er die russische Regierung dazu bringen können, den Krieg gegen Deutschland fortzusetzen, erklärte der Zeuge: die Sowjetregierung hatte von jeher nur eine Grundlage, den Frieden. In keinem Augenblick haben Trotzki und Lenin daran gedacht, den Kampf im Interesse Frankreichs fortzusetzen, und selbst als der Friede von Brest-Litowsk unterzeichnet werden sollte, hat Trotzki seine passive Haltung nicht aufgegeben.

„Oskar Wilde" von Carl Sternheim

Uraufführung im Berliner Deutschen Theater

Berlin, 2. April

Frische Geschichte dichterisch zu behandeln, hat seinen großen Reiz, aber erregt auch Widerstände. Was eben geschehen ist, kann niemals so Legende werden, daß es nur unsre Phantasie beschäftigt. Wir kommen nicht davon los, Vergleiche mit der Wirklichkeit anzustellen, und die Nebenwirkung können wir nicht ausschalten, die aus der Unterlegung der Historie herrührt. Sternheim hat einst satirische Dramen aus dem bürgerlichen Leben in literarischer Sprache geschrieben, jetzt ist die Sprache vielleicht realistischer, aber seine Stoffe nimmt er gern aus der Literatur. In die Reihe dieser Bearbeitungsdramen gehört „Oscar Wilde". Das berühmte Memoirenbuch von Harris ist die Grundlage.

Der Dichter, klug wie er ist, kannte die Schwierigkeiten. Es wäre zuviel gewagt gewesen, aus der Geschichte in freier Phantasie eine Tragödie des Genies zu gestalten. Immerhin läßt er dies Motiv als wesentliche Idee durchleuchten. Aber er hütet sich vor einer Abstraktion, die leicht daraus entstehen könnte und greift sämtliche Theaterwirkungen auf, die in dem Stoffe so selbstverständlich gegeben sind. Es gibt eine einzige Szene, in der die Idee der Genickatastrophe sich scharf ausprägt. Sie spielt kurz vor der Verhaftung, und wir sind Zeugen, wie in Wilde unter dem Druck des Bewußtseins seiner Größe und unter dem Einfluß der ihn bedrohenden Gefahr eine Umschichtung seiner seelischen Struktur stattfindet, die auf das Niveau des Erlebnisses führt. Aber wie so Sternheim ist, er zerstört sich beinahe diese Szene mit der Episode eines Reporters, der Wilde zur Flucht nach Frankreich überreden will, weil er sie in seiner Zeitung schon beschrieben hat. Das ist eine Spannung von Kolportage zu Geistigkeit, die innerlich nicht empfunden werden kann, weil sie ganz äußerer Effekt wird.

In den übrigen Szenen tritt diese Differenz nicht so störend hervor, aber sie sind darum auch weniger wichtig und weniger interessant. Sternheim bringt keine Szene im Gefängnis. Sie wäre ihm zu einsam, zu geistig, zu lyrisch geworden. Er greift im allgemeinen die Situationen heraus, die auf die Bühnenwirkung gehen, oft so kraß, daß wir kurz vor der Uebersetzung in das Lichtspielhaus zu stehen meinen. Es sind im ganzen sechs Bilder. Das erste bringt als eine Art Exposition die Auseinandersetzung der wesentlichen Personen, als da sind der üppig lebende Wilde, sein scharfer und temperamentvoller Freund Douglas, dessen Konkurrent, der Hermaphrodit, und der ältere, skeptische und zynische Freund, der um Wilde so besorgte Tubby. Die Sprache versteigt sich. Es ist die Anstrengung des Dichters, diese entlegenen und kritischen Verhältnisse zwischen Menschen in eine zugespitzte Redeweise zu bringen, die er seinem eigenen früheren Stil entnimmt. Im zweiten Bild wird er plötzlich ganz realistisch. Es spielt in einer Kaschemme mit Prostituierten beiderlei Geschlechts, um den ganzen Gegensatz zu der seidigen Weichheit der ersten Szene wirksam zu machen. Die dritte Szene im Toilettenzimmer von Wilde mit recht deutlicher Betonung des Milieus, bringt den Krach mit dem Vater des Freundes. Die vierte Szene ist die Verhaftung, Sternheim legt allerlei im Leben zerstreute Beschimpfungen und Apostrophen des Dichters ganz geschickt zusammen in der fünften Szene, die die Gerichtsverhandlung und die Verurteilung so darstellt, daß man den Richter wie durch ein Portal hört, vor dem sich das Volk und Freunde versammeln. Die letzte Szene springt nach Paris, wo Wilde gebrochen und alt mit einem kleinen Infanteristen seine letzten armseligen Tage verbringt.

Sternheim selbst war sein Regisseur. Wir wissen, wie gut er das macht, er findet zwischen der Leidenschaft und der starren Ruhe, das heißt zwischen dem Geschehnis und seiner inneren Verarbeitung, eine reiche Skala von Bewegungsmomenten und bildhaften Suggestionen. Er hatte sicherlich den besten Darsteller, den es für seine Figur gibt, Richard Forster, in dessen Wesen sich Pathos und Lyrik, Affektiertheit und Erschütterung, Größenbewußtsein und endlich Demut gut absetzen. Wenn trotzdem nichts Seelisches übersprang, liegt es sicher an der Unmöglichkeit für den Darsteller, wie für das Publikum, aus der Erinnerung an die Geschichte und an das Portrait herauszukommen. Nur Künstlichkeiten überwinden diese Distanz. Im allgemeinen war man zufrieden. In Cesar Kleins prachtvollen Dekorationen blieb die Theaterwirkung niemals aus. Ohne weitere Skrupel bescherte man einen unbedingten großen Erfolg, mindestens zu gleichen Teilen dem anwesenden Dichter und dem Hauptdarsteller, der das Maß seiner Begabung bis zum Letzten füllte.

Professor Dr. Oscar Bie

Noch und Noch

Die neue Revue im Centraltheater

„Mädels gibt's am grünen Strand der Spree, ja, Mädels gibt's in O und W, und wer sie küßt, niemals vergißt, wie schön es ist am Strand der Spree." Das versichert das ganze Ensemble in jedem der beiden Finale. Und das im Herzen von Sachsen, wo bekanntlich die schönen Mädchen wachsen. Aber unsre hübschen Kinder brauchen das nicht tragisch zu nehmen. Denn das Netteste, das diese Revue zu bieten hat, kommt gar nicht aus Berlin, sondern aus New-York: das sind die Tiller-Girls. Und mit denen kämen die Mädels allenthalben nicht so leicht mit!

Sechzehn niedliche Mädels, rank und schlank, zwischen 16 und 20, — aber die 16 Mädels sind nicht das Wesentliche, sondern — die 32 Beine! Das sind Beine, die muß man gesehen haben! Oder besser gesagt, diesen Zweiunddreißigfüßler. Sie wirken wie ein Körper, diese Girls; diese Kette von Girls, deren einzelne Glieder sich mit einer unerhörten Präzision und Exaktheit gleichzeitig und gleichmäßig bewegen. Bald strecken sich die Beine, bald schwingen sie, bald wiegen sie sich, bald stampfen, bald springen sie; in mehrfacher Verwandlung, in den verschiedensten Kostümen, von den seltsamsten Farbenfontänen bestrahlt, immer nur durch und durch Tempo. Sooft sie auftreten, klatscht alles wie toll; ihrem hübschen Gesichtchen, ihrer Anmut, ihrem Wirbeln und — ihren Beinen! Dieser Schmiß ist mehr als New-York, mehr als Amerika; von Berlin schon gar nicht zu reden, das ist einfach — der Rhythmus!

Aber diese Revue, die eben frisch (und man muß nach den unendlichen Serien von Aufführungen im Berliner Theater im Admiralspalast sagen: dennoch frisch) hier eingetroffen ist, heißt nicht umsonst „Noch und noch". Hermann Haller, Rideamus, Willi Wolff lassen sich nicht lumpen, unter fünfzig Bildern tun sie es noch nicht. Und sie wissen gut, was ein Großstadtpublikum in einer Revue haben will: Witz, Weib und Gesang. Und warum soll es keinen Spaß geben, wo Rideamus mitmacht und wo man zwei gute Revuekomiker wie Kurt Lilien und Max Ehrlich zur Verfügung hat. Als Generaldirektor Schliephake und Dramaturg oder eigentlich Revue-arg Duismang ziehen sie im Stücke durch die ganze Welt, um Attraktionen für ihre Bühne zu finden. Alles, was sie reden, ist Verulkung des Berliner Revuebetriebs, ist Berliner Witz und Anspielung auf Ereignisse der letzten Vergangenheit. Außerdem hat Schliephake eine eifersüchtige Gattin — Luise Werckmeister gibt sie mit drastischer Komik — und eine heiratslustige Tochter mit schlichterem Freier (Lucie Rosenfeldt und Paul Cramer). Diese fünf gondeln nun per Auto, Schiff und Zeppelin zu Lust, Land und Wasser, um noch und noch für ihre Revue zu gewinnen und an allen Stationen Schlager von Walter Kollo zu singen. So z. B. das Lied vom lieben Klapperstorch, das man den Winter über in allen Tanzsälen schon gehört hat und dessen Herkunft man auf diese Weise erfährt. Die Musik ist übrigens flüssig, ohne aber sehr originell zu sein. Gesangskunst ist dabei nicht vonnöten, doch sieht und hört man gern Elisabeth Klepner (von der Berliner Staatsoper), die namentlich im ersten Teil Gelegenheit hat, als Muse der Revue ihren gepflegten Sopran zu entfalten.

Aber mehr als auf das Hören kommt es auf das Sehen an. Da gibt es eine Schau alter Operetten, einen duftigen Korb lebender Blumen, die Wachtparade einer Lilliputaner-Kompagnie, tanzende Juwelen und springlebendiges Kinderspielzeug, desgleichen Antiquitäten aller Art, Meißner Porzellan, Geschenke, wie wandelnde Uhren und Shawls und prächtige Fächer, darunter einer nach Watteau.

Aber die Tiller-Girls kommen einem nicht aus dem Sinn; man freut sich immer wieder, wenn plötzlich das erste Beinchen aus der Kulisse geschmissen wird und flugs die andern sich anschließen. Sie sind der stärkste Eindruck des Abends, stärker als der des Tänzerpaares Edmonde Guy und ihres Partners Ernest van Düren. Obgleich beide viel Kunst zeigen, beide schon allein durch die wohlgebildeten Körper wirken. Besonders Edmonde Guy in ihrer unwirklichen Leichtigkeit. Eine aparte Pantomime auf dem Meeresgrund, „Perlfischer und Perle", und die Szene „Der Schalter", gedanklich etwa „Der Tod und das Mädchen", wirkten besser als „Adam und Eva", wiewohl hier das fast paradiesische Kostüm durchaus nicht aufdringlich ist. Auch dieses Paar hatte gleich die Gunst des Publikums erobert.

Wie man überhaupt schnell in Stimmung kam und den reichen Reiz, die Fülle der Gestalten und Farben, aber auch den schnoddrigen Witz gern auf sich wirken ließ, ohne den gepfefferten Übelnehmen. Aber die Tiller-Girls sind doch unvergleichlich!

Dr. Leo Fantl

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19250403/2